



Zielgruppe Kinder mit sonderpädagogischem Förderbedarf:

Von der Ausgrenzung zur Inklusion

Eindrücke einer Sonderschullehrerin

von Christiane Steindl

Anknüpfend an den Artikel von Dr. Traude Veran im *Zaunkönig* 3/2016 möchte ich von meinen Erfahrungen aus meiner 30-jährigen Tätigkeit in einer Sonderschule für schwerstbehinderte Kinder berichten und meine Schlussfolgerungen zur Diskussion stellen.

Seit 1885 gab es in Österreich sonderpädagogische Klassen für geistig behinderte Kinder (Hilfsklassen). 1923 wurde die Hilfsschule eingeführt, die 1956 die Bezeichnung Sonderschule erhielt.

Ich erinnere mich, dass wir, als ich 1947 in die Volksschule kam, im Pausenhof einen großen Bogen um die „Hilfsschüler“ machten.

Ausgrenzung

Als ich 1972 nach Abschluss der Lehrerinnenbildungsanstalt die Lehramtsprüfung für die Allgemeine Sonderschule und die Sonderschule für schwerstbehinderte Kinder ablegte, gab es zehn verschiedene Schultypen. Kinder, die den Schulreife-Kriterien nicht entsprachen oder dem Lehrplan der Volksschule nicht folgen konnten, wurden in der jeweiligen, ihrem Defizit entsprechenden Sparte untergebracht. Kinder, bei denen von vornherein eine Behinderung feststand, wurden automatisch in einen geeigneten Sonderschultyp eingestuft.

Es kam immer wieder vor, dass manche Kinder zu Unrecht in der Sonderschule waren, da der Lehrplan zu sehr auf die Kulturtechniken Lesen, Schreiben und Rechnen fokussiert war. Manche ASO Schüler (Sonderschule für Lernbehinderte) hatten große Schwierigkeiten in diesen Fächern und konnten das Lehrziel nur mühsam erreichen. Oder sie schafften den Hauptschulabschluss doch nicht, waren aber handwerklich tüchtig oder musisch begabt. Es gab Abgänger, die mit einem minimalen Wissen dennoch eine Lehre erfolgreich abschließen und sogar einen eigenen Betrieb aufbauen konnten. Natürlich waren das Einzelfälle. Ein Schüler kam von der Normalschule in die ASO, weil er weder lesen, noch schreiben konnte. Allerdings konnte er gut sprechen und hatte ein hervorragendes Gedächtnis. So konnte er zehn Jahre lang

einen Job als Kellner annehmen, weil er sich die Bestellungen der Gäste im Kopf merkte. Er begann mit zehn Jahren Schlagzeug zu spielen, merkte sich die Melodien, obwohl er keine Noten lesen konnte. Später spielte er zusammen mit zwei anderen Musikern und einem Profispieler, daraus entstand die Band: „Echt stoak“, die auch schon mehrfach ausgezeichnet wurde. Trotz seiner Defizite konnte er so erfolgreich werden. Der Stempel der Sonderschule haftete jedoch an ihm: er fühlte sich abgeschoben, ausgegrenzt und stigmatisiert.

Ein Schüler der Sonderschule „Am Himmel“ im 19. Bezirk konnte gut zeichnen, schloss Bekanntschaft mit dem Künstler Ernst Fuchs und wurde so etwas wie sein Assistent.

Als ich in einer Klasse mit geistig schwerstbehinderten Kindern zu unterrichten begann, hatte ich 18 Schüler. Damals gab es noch keine Begleit- oder Intensivlehrer. Es liegt auf der Hand, dass man da den Bedürfnissen aller Kinder in keiner Weise gerecht werden konnte. Besonders Kinder mit Autismusspektrum stellten für Lehrer und Schüler eine große Überforderung dar: die geringe Konzentrationsfähigkeit, das verstärkte Festhalten an Gewohntem, die leichte Ablenkbarkeit, vor allem die oft nur schwer zu weckende Lernbereitschaft und die oft massiv auftretenden Fremd- und Autoaggressionen erschwerten das Unterrichten ungemein.

Von individuellem Unterricht konnte da eigentlich keine Rede sein, es war praktisch nur Frontalunterricht möglich. Das Hauptziel war, eine möglichst ruhige Atmosphäre zu schaffen. Dennoch war im Vergleich zu den späteren Entwicklungen eine annähernd homogene Klassenzusammensetzung möglich.

Und es kam vereinzelt vor, dass ein Kind später trotzdem erstaunliche Fähigkeiten entwickelte.

Gitti, ein autistisches Kind in meiner Klasse, war sehr verhaltensauffällig, sie sprang oft von ihrem Sessel auf und hüpfte herum, warf Perlen, Bausteine und Puzzleteile in die Luft, oder sie rempelte mich an und lachte dabei. Ihr Schreibheft zerkratzte sie total, wenn ich es ihr nicht schnell genug weg-



nahm. Allmählich kam ich drauf, dass sie unterfordert war. Bei größeren Anforderungen und Einzelbetreuung konnte sie sich besser konzentrieren und gute Leistungen erbringen. Auch ihr Verhalten besserte sich. Mit 16 Jahren wurde man auf ihr sportliches Talent aufmerksam. Seit 1993 ist sie erfolgreiche Sportlerin im Behindertenbereich (Schwimmen, Schifahren, Tennis, Kegeln und Boccia). Sie ist Gewinnerin zahlreicher Staatsmeisterschaften in verschiedenen Schwimmsportarten und vielfache Medaillenträgerin bei Schilaf- und Tennismeisterschaften. Niemand hätte geglaubt, dass sie einmal so eine Karriere machen würde. Sie nahm bei den Special Olympic Winter Games 2017 in Schladming im Super G und Riesentorlauf teil. „Zu dem Zeitpunkt, in dem der Sport ein wesentlicher Faktor in ihrem Leben wurde, sollte dieses augenscheinlich in ausgeglicheneren Bahnen verlaufen.“ (Ingrid Bazant: *Brigitta – Wunderdroge Sport*, Novum Verlag).

Mit den Bestrebungen, allen Kindern eine Schulausbildung zu ermöglichen, bekamen wir immer schwierigere bzw. stärker behinderte Schüler in die S-Klasse. Die Schülerzahl musste gesenkt werden, um den Unterricht möglich zu machen. Trotzdem gab es in einigen Klassen immer wieder Kinder, die durch ihr Verhalten oder ihr niedriges Niveau dermaßen auffielen, dass ein Verbleib nicht zielführend erschien.

Daher wurde probeweise an dieser Schule eine „Therapieklasse“ etabliert, in der diese Kinder zusammengefasst und mit dem besonderen Schwerpunkt der lebenspraktischen sowie therapeutischen und funktionellen Bereiche gefördert werden sollten. Es geschah also das Gegenteil von den damals schon bestehenden Integrationsbestrebungen: einige Kinder wurden noch weiter ausgesondert.

Aus diesem internen Schulversuch wurden zehn Jahre! Ich hatte sieben Kinder, die bunt zusammengewürfelt waren: autistische Kinder, Kinder mit epileptischen Anfällen, ein Windelkind, ein stark sehbehindertes Mädchen, Kinder mit spastischer Diplegie und Schüler mit extremen Verhaltensauffälligkeiten. Als Hilfe wurde mir jemand vom Freiwilligen Sozialdienst zur Verfügung gestellt.

Manchmal stieß ich an meine Grenzen, etwa, wenn ich bei einem Kind, das noch Windeln trug, ein Sauberkeitstraining machen wollte, es aber manchmal einfach nicht möglich war, mit ihm zeitgerecht auf die Toilette zu gehen; oder wenn fast kein Kind sprechen konnte und ich mir wie ein Alleinunterhalter vorkam; oder wenn ein autistisches Kind mit seiner Frustration nicht zurecht kam und mit dem Kopf an die Wand schlug, oder auf andere Kinder losging.

Nicht selten landeten damals noch schwerstbehinderte Autisten in der Psychiatrischen Anstalt. Als Mutter eines autistischen Kindes musste ich erleben, dass für meinen Sohn

der Verbleib in der Sonderschule unmöglich wurde. Nach zwei Jahren wurde mir von der Direktorin nahegelegt, ihn woanders unterzubringen. Das bewog mich, mit einer Sondererzieherin einen Verein für Eltern autistischer Kinder zu gründen, aus dem sich der heutige Verein *Österreichische Autistenhilfe* weiterentwickelte. Wir setzten uns damals nach dem Vorbild in Deutschland für die Errichtung eigener Klassen für autistische Kinder und in der Folge für eigene Einrichtungen für Erwachsene ein. Heute bemüht sich der Verein dem derzeitigen Trend folgend um die Integration autistischer Kinder in der Regelschule. In Deutschland gibt es sowohl eigene Klassen für autistische Kinder als auch die Integration in Normalschulen. Das führt jedoch immer wieder zu heftigen Kontroversen zwischen betroffenen Eltern und Fachleuten.

Der Unterrichtsablauf in der Therapiekategorie musste gut strukturiert sein, in kleinste Schritte aufgeteilt werden. Besonderes Augenmerk wurde auf das lebenspraktische Training, auf die Grob- und Feinmotorik gelegt. Rhythmisch-musikalische Erziehung, Zeichnen und Malen, Turnen und Tanz standen im Vordergrund. Ein großer Vorteil war, dass der Druck, den Kindern die Kulturtechniken beibringen zu müssen, wegfiel.

Doch immer noch wurden vor allem die Defizite des Kindes gesehen, die es zu „reparieren“ galt. Heute bemüht man sich, von den Stärken auszugehen, um so das Kind besser motivieren zu können. Ein weiterer Nachteil der Therapieklasse war, dass die Klasse bei Eltern aber auch Lehrern als Endstation angesehen wurde, und Aussprüche wie: „Wenn Du nicht lernen willst, kommst Du auch in die Steindl-Klasse“ nicht so selten waren. Eine sehr schlechte Motivation und sehr entmutigend für diejenigen Kinder, die zwar lernen wollten, jedoch aufgrund ihrer Behinderung keine besseren Leistungen erbringen konnten.

Auch die Altersunterschiede in der Gruppe waren öfters ein Problem, 10-jährige Schüler mit solchen, die sich bereits in der Vorpubertät befanden, machten den Unterricht auch nicht leichter.

Integrationsklassen

Im Zuge der Integrationsbestrebungen wurde das Sonderschulwesen angegriffen, das aufgrund fragwürdiger Klassifikation von Behinderungsarten rund zehn Sonderschultypen erfasste. Aufnahme bzw. Überweisung wurden damit begründet, dass eine Integration in die Gesellschaft nur bei entsprechender behindertenspezifischer Differenzierung und speziellen Fördermaßnahmen sowie speziellen Lehrplänen gewährleistet sei. Integration in die Gesellschaft könne aber nur dann gelingen, wenn behinderte und „normale“ Kinder nicht radikal voneinander getrennt wären, sondern von Anfang gemeinsam aufwachsen würden.



1984 wurde die erste Integrationsklasse auf Eltern-Initiative in Oberwart (Burgenland) gegen massiven Widerstand der Schulbehörde und großem Vorbehalt in der Öffentlichkeit gestartet. Bis 1993 wurden zahlreiche weitere Integrationsklassen gegründet. Im Juli erfolgte die gesetzliche Verankerung des Rechts auf integrative Schulausbildung in der Grundschule bei jeder Art von Behinderung.

Schulische Integration bezeichnet in der Pädagogik das Einbinden von Menschen mit Behinderungen in den Schulunterricht von Nichtbehinderten. Hier geht es darum, dass Behinderte sich durch direkte Nachahmung Fertigkeiten autodidaktisch beibringen, welche sie von den Nichtbehinderten abschauen. Es müssen verschiedene geeignete Unterrichtsmodelle zur Anwendung kommen. Der Unterricht muss so gestaltet werden, dass es möglich ist, an einer gemeinsamen Sache auf unterschiedlichen Niveaus zu arbeiten. Der Bremer Behindertenpädagoge Georg Feuser nennt das den „gemeinsamen Gegenstand“ (siehe Furche 4.11.15). Im Zusammenhang mit der Situation von Menschen mit einer Behinderung bedeutet Integration im weitesten Sinne die volle Eingliederung behinderter Menschen – ohne Vorbehalte und Wertungen – in das gesellschaftliche Leben, die nur gelingen kann, wenn Integration auch als ein Prozess der Veränderung gesehen wird, der bis an die Wurzeln unseres Gesellschafts- und Bildungssystems geht.

Früher wurde oft zu leichtfertig ausgesondert; weil es ja für jede Art von Behinderung eine eigene Sparte gab, wurden Legastheniker und Kinder mit Teilleistungsstörungen in die ASO eingestuft. Nun ging man mit dem Integrationsgedanken den umgekehrten Weg: alle müssen integriert werden, ob es gut für sie ist oder nicht. Manche der „integrierten“ Kinder waren ständig mit der Tatsache konfrontiert, dass sie nicht so viel können wie die anderen.

Leider mussten manche Eltern erleben, dass ihre Kinder auch in der Integrationsklasse ausgegrenzt waren, dem Druck nicht standhalten konnten und als nicht tragbar abgeschoben wurden. Viele waren aggressiven Handlungen der Mitschüler ausgesetzt, oder wurden selbst aggressiv.

So kamen etliche dieser Kinder zu uns in die Sonderschule, sie waren völlig verunsichert oder verhaltensauffällig. Ich bekam auch einige von diesen Kindern in meine Klasse und es dauerte einige Zeit, bis sie sich entspannen und wohlfühlen konnten.

Eine Kollegin der Sonderschule „Am Himmel“ erzählte, dass ein Schüler mit Englisch-, Mathematik- und Deutschbuch von der Integrationsklasse zu ihr kam, aber überhaupt nicht lesen konnte. Dennoch sollte er als Hausaufgabe Sätze abschreiben. Innerhalb eines Jahres erlernte er bei ihr die

Buchstaben durch spezielle Übungen, Lautgebärden und Bewegungen und konnte einfache Sätze lesen. Ein Kind, das aus einer Integrationsklasse zu mir kam, baute einen „Zaun“ aus Bausteinen um sich herum, und es dauerte einige Zeit, bis es aus seiner Selbstisolierung herausfand.

Der Grundsatz, dass kein Kind als bildungsunfähig erklärt werden darf, solange nicht wenigstens der Versuch unternommen wird, hat vielen, früher als „Pflegefälle“ deklarierten Kindern die Schultore geöffnet. Diese Tatsache warf aber unzählige organisatorische und methodische Fragen auf und erforderte mehr Personal. In den S-Schulen wurde ein Intensivlehrer eingeführt, der die Kinder im Einzelunterricht bzw. im Klassenverband betreut. Auch die Lehrplaninhalte wurden neu überdacht. Die kulturtechnischen Bereiche traten noch mehr in den Hintergrund, die praktische Bildbarkeit mit dem Ziel der Eingliederung in eine Beschäftigungsgruppe und der neuen Wohnheimform traten noch stärker in den Blickpunkt.

Mit der Öffnung der Psychiatrien (ausgehend 1978 von Italien) kamen auch immer mehr Kinder mit Mehrfachbehinderungen zu uns in die S-Schule. Neue Wege mussten gefunden werden, um diese Kinder fördern zu können.

Wir besuchten Kurse für basale Förderung. Das Konzept der „Basalen Stimulation“ wurde von Andreas Fröhlich (Prof. für Allgemeine Sonderpädagogik, Deutschland) entwickelt. Sie ist ein pädagogisch/therapeutisches und pflegerisches Konzept, unterstützt durch ganzheitliche körperbezogene Kommunikation mit schwer beeinträchtigten Menschen, und fördert ihre Wahrnehmungs-, Kommunikations- und Bewegungsfähigkeiten. Sie setzt auf einfache Mittel, wie auditive Angebote, vibratorische Anregungen und bewusste Berührungen. Ziel ist es, den eigenen Körper wahrzunehmen. Denn dies ist die Voraussetzung, um einen Zugang zu Mitmenschen und der Umwelt aufbauen zu können.

Die Integration der bisher als bildungsunfähig bezeichneten Kinder warf letztlich die Frage für uns S-Lehrer auf: ist die Schule für diese und auch die anderen Kinder dann noch Schule im eigentlichen Sinn als Ort pädagogischen Wirkens, und können wir unserer Sendung als Pädagogen noch gerecht werden? Wären da nicht Therapeuten und geschultes Krankenpersonal besser eingesetzt? Manche Kolleginnen und Kollegen sahen das Wickeln von Kindern als pädagogischen Auftrag, andere fanden, dass dies nicht ihre Aufgabe als Lehrer sei und weigerten sich.

Sogar sogenannte „Sondenkinder“ sollten in die Schule aufgenommen werden müssen (Kinder mit Schluckproblemen, die eine Ernährung durch eine Magensonde erhalten müssen). Wir Lehrer fühlten uns damals restlos überfordert,



Kinder mit und ohne Behinderung lernen gemeinsam

durften wir zu dieser Zeit ja nicht einmal Medikamente verabreichen.

Inklusion

Der Inklusionsgedanke entstand in den 1990er Jahren in Großbritannien. 2010 hat Österreich die UNO-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen ratifiziert und sich damit zur Inklusion im Bildungsbereich verpflichtet.

„Während Integration ein Wiederhereinholen behinderter Kinder beinhaltete, zielt Inklusion auf alle Menschen und setzt damit das Ziel, Schule für alle Schüler zu einem anregenden und angenehmen, fördernden und herausfordernden Ort des Lernens zu machen.“ (W. Steinert: *Inklusion als Motor der Schulentwicklung* In: Mittendrin e.V (Hrsg): *Eine Schule für alle*, 2012, Verlag an der Ruhr).

Bei der Integration geht es darum, Unterschiede wahrzunehmen und zuerst Getrenntes wieder zu vereinen. Inklusion hingegen versteht sich in Bezug auf Schule als ein Konzept, das davon ausgeht, dass alle Schüler mit ihrer Vielfalt an Kompetenzen und Niveaus aktiv am Unterricht teilnehmen. Das bedeutet einen uneingeschränkten Zugang und die unbedingte Zugehörigkeit zu Schulen des sozialen Umfeldes, die vor der Aufgabe stehen, den individuellen Bedürfnissen aller zu entsprechen. Jeder Mensch wird trotz aller Unterschiedlichkeit in seinen Bedürfnissen und Möglichkeiten als selbstverständliches Mitglied der Gesellschaft anerkannt.

Für die Vertreter der Inklusionskonzepte gibt es keine zu separierende Gruppe von Kindern, sondern eine Schülergemeinschaft, deren Mitglieder unterschiedliche Bedürfnisse haben. Es soll eine Schule für alle konzipiert werden, aus der

kein Kind mehr ausgeschlossen wird, weil es den jeweiligen Ansprüchen nicht entsprechen kann. Das Konzept der Inklusion hebt die Trennung zwischen Menschen mit und ohne Behinderungen auf. Während bei der Integration Menschen mit Behinderung „dazukommen“, geht es bei der Inklusion um ein selbstverständliches und gleichberechtigtes Miteinander von Anfang an.

Die Realität sieht derzeit aber noch anders aus. Nach wie vor wird rund die Hälfte der Kinder mit Beeinträchtigungen separat an Sonderschulen unterrichtet, die andere Hälfte in speziellen Integrationsklassen an regulären Schulen. In beiden Einrichtungen werden Kinder mit Behinderungen als „anders“ klassifiziert.

Es fehle an politischem Mut, kritisiert Germain Weber, Präsident der Lebenshilfe Wien. Bei der Inklusion ist ein sehr individuelles Konzept notwendig, das sich mit dem Sparpaket jedoch schwer umsetzen lässt. Böse Zungen behaupten, dass hinter dem Inklusionsdenken vor allem der Sparwille der Regierung stecke, da das Sonderschulsystem den Staat am teuersten käme.

„Die größten Barrieren auf dem Weg zur Inklusion sind in den Köpfen der Menschen.“ (Frau Pospischil, Vizepräsidentin der Lebenshilfe NÖ bei einem runden Tisch im Rahmen des Kongresses „Wege zur Inklusion“, der im Juli an der Uni Wien stattfand.) In ihrer eigenen Schulzeit sei noch der Spruch: „Wenn du dumm bist und nicht lernst, dann kommst du in die Hilfsschule“ üblich gewesen. Ein inakzeptabler Ausspruch, weil es viele Gründe für Lernhemmungen gibt und nicht nur Faulheit oder Unwille dahinter stecken.

Ein großer Vorteil wäre, dass man die Kinder dort lassen könne, wo sie zu Hause sind. An meiner Schule mussten manche Kinder und Eltern, als es noch keinen Fahrtendienst gab, einen langen Schulweg auf sich nehmen – eine oft große Erschwernis für beide. Oder die Kinder mussten in das angeschlossene Internat, wenn sie aus der Provinz kamen. Für manche Eltern stellte das, neben der Trennung von ihrem Kind, eine große finanzielle Belastung dar.

Das integrative Schulsystem wird von Kindern und Eltern zwiespältig angesehen. Auch das schwerstbehinderte Kind soll Teil der Klassengemeinschaft sein. Dazu muss Geld bereitgestellt werden, oft fehlt es aber an den nötigen Ressourcen, an Personal und Ausstattung, kritisierte der frühere Behindertenanwalt Erwin Buchinger. In den letzten Jahren seien etwa die Stellen von hunderten Sonderpädagoginnen und Sonderpädagogen an Schulen abgebaut worden. Der Grund: die Quote für sonderpädagogischen Förderbedarf an den Schulen wurde 1992 festgelegt und ist längst nicht mehr aktuell.



Eine erfolgreiche Umsetzung hängt vor allem vom persönlichen Engagement und der Zusammenarbeit der Lehrer und Eltern ab. Unter stetig steigendem Kostendruck ist ein verstecktes Absinken der Qualität festzustellen – weniger Lehrer, weniger Lernmaterialien.

Nicht alle Kinder sind integrierbar. Für manche Kinder ist die Sonderschule ein notwendiger Schonraum. Und oft ist es unmöglich, eine Integrationsklasse mit 27 Kindern mit einem Lehrer und einem Sonderpädagogen zu führen, noch dazu, wenn der Sonderpädagoge aus irgendeinem Grund ausfällt.

Der Schweizer Pädagoge Jens Jegge meint: „Man kann eine Sonderschulklasse gut führen oder eine Inklusionsklasse. Es kommt auf den Lehrer und auf das jeweilige Kind an.“ (Radiokolleg 2013). Der Lehrer muss den Bedürfnissen jedes Kindes entgegenkommen, er muss für jedes Kind einen individuellen Förderplan erstellen. Der Unterricht muss so gestaltet werden, dass es möglich ist, an einer gemeinsamen Sache auf unterschiedlichen Niveaus zu arbeiten.

Ausblick

Ich bin seit 2001 in Pension. In meiner Schule hat sich einiges verändert. Sie ist nun ein Zentrum für Inklusion und Sonderpädagogik. Es wird nach dem Lehrplan der Volksschule, der Sonderschule für Lernbehinderte und dem Lehrplan der Sonderschule für schwerstbehinderte Kinder unterrichtet. Für die 18 Klassen stehen neben den Klassenlehrern acht Lehrerinnen für Einzel- und Intensivbetreuung sowie für Team-Teaching zur Verfügung.

Die Schule ist seit dem Schuljahr 2015/16 für Volksschulkinder geöffnet.

„Schon davor hatten wir eine Genehmigung für einen Buben, der sich in seiner Schule nicht gut gefühlt/getan hatte (wurde gemobbt) und der seitdem in einer Klasse mit allen Lehrplänen (!) inklusiv beschult wird und weiterhin den VS-Lehrplan schafft. Unsere Mehrstufenklasse (derzeit sieben Schüler und Schülerinnen) ist ebenfalls inklusiv: Es gibt zwei ASO-Schüler, ein Vorschulkind, zwei auf der 2. VS-Stufe und zwei Kinder auf der 1. VS-Stufe; alle Kinder haben besondere Bedürfnisse: sie haben teilweise schon erlebt, eine ‚normale‘ VS-Klasse nicht auszuhalten bzw. nicht ausgehalten zu werden (zu ‚schlimm‘)“, so die Schuldirektorin der Clara Fey Schule in Wien 1190, Christina Geiß.

Die Pädagogische Akademie wurde von der Pädagogischen Hochschule abgelöst. Ab 2015 wurde die Ausbildung zum Sonderschullehrer geändert. Das eigenständige Lehramt fällt weg. Es gibt nun die Ausbildung zum Volksschul-, bzw.

Hauptschullehrer mit Schwerpunkt Sonderpädagogik.

Ich glaube, dass unsere Gesellschaft für das Konzept der Inklusion noch nicht reif ist. Es fehlt an der Akzeptanz unserer behinderten Mitmenschen, ihren besonderen Bedürfnissen und Möglichkeiten gegenüber. Das musste ich leider des Öfteren erleben, etwa bei einem Lehrausgang mit meinen sieben Schulkindern im Autobus, als eine Frau sagte: „Des hätt's unterm Hitler net geb'n!“ Oder wie es einmal in den Medien zu lesen war: Urlaubsgäste eines Hotels drohten mit der Abreise, weil sie eine Gruppe behinderter Menschen nicht ertragen konnten, die im selben Raum zu Mittag essen wollten. Ihr bloßer Anblick wäre eine zu arge Zumutung! Dabei ging es gar nicht um Lärmen oder ungezügelttes Verhalten, sondern die Tatsache, dass die Kinder behindert sind, genügt schon, sie als Zumutung zu empfinden. Während heute bereits ein besseres Verständnis für Körperbehinderte vorhanden ist, besteht noch große Abneigung gegenüber geistig behinderten Menschen.

Rechtsextrêmes Gedankengut, Euthanasiedenken etc. geistern immer noch in manchen Köpfen herum. „Noch tragen wir alle einen Hitler in uns“, so die Schweizer Psychiaterin Elisabeth Kübler-Ross. Oder wenn es in der Regelschule immer wieder zu psychischem und körperlichem Mobbing von Kindern kommt, die schüchtern, introvertiert, sozial benachteiligt, ungeschickt oder dick sind, oder wenn sie keine Designerklamotten tragen.

Bei allen Inklusionsbemühungen erweist sich für manche Kinder der Weg nicht als der richtige: „Durch Normalisierung, Integration und Inklusion versucht die Gesellschaft, Behinderte in ihre Mitte zu holen, wenn notwendig, auch mit Gewalt. Auch wenn sie aufgrund ihrer geistigen oder psychischen Verfassung nicht fähig sind, oder nicht in der Mitte sein wollen.“ (Kommentar einer Sonderschulpädagogin, *Der Standard* 27.03.2012).

Für mich ist der Inklusionsgedanke ein guter und wichtiger Weg, der aber noch lange dauern wird. Es genügt nicht, geeignete Konzepte in den Köpfen zu haben, der Inklusionsgedanke muss das Herz der Gesellschaft erreichen. Ich bezweifle, ob das derzeit möglich ist.

Als Lehrerin und Mutter wünschte ich mir immer **eine** Schule für alle Kinder, in der die Persönlichkeit und Würde jedes einzelnen Kindes im Vordergrund steht, in der es keine „normalen“ und „behinderten“ Kinder gibt, sondern in der alle eine Gemeinschaft sind, und in der jedes einzelne Kind die seinen Bedürfnissen entsprechende individuelle Förderung erhält.

Heute wünsche ich mir, dass Eltern und Kinder Inklusion nicht nur vorgegaukelt wird, sondern dass es eine auch finanziell >>>



leistbare Schule für alle gibt, in der Inklusion tatsächlich verwirklicht werden kann.

Literatur

Standard, 27.03.2012

Moment leben heute: *Sonderschule*, 18.04.2012

Radiokolleg: *Sonderschüler*, Juni 2013

Radiokolleg: *Inklusion*, 5.02.2013

Ingrid Bazant: *Brigitta – Wunderdroge Sport*, Novum-Verlag 2007

Christiane Steindl: *Überlegungen zur Integration am Beispiel einer Therapieklassen* (Referat Heilpädagogischer Kongress Wien, 1990)

Christiane Steindl: *Sonderinstitution – Schonraum zur Entfaltung von Lebensqualität oder Ausgrenzung?* (Referat, Heilpädagogischer Kongress Feldkirch, 1998)

Christiane Steindl, geb. 1941 in Klosterneuburg. Lehrerinnenbildungsanstalt, Matura 1960, Studium der Germanistik und Psychologie an der Universität Wien. Verheiratet, 3 Kinder und 2 Enkelkinder. Volksschullehrerin in NÖ, von 1971 – 2001 Sonderschullehrerin am SPZ Clara Fey-Schule in Wien. Von 1982 - 2011 ehrenamtlich in einer Wiener Pfarre tätig. Veröffentlichung von Lyrik und Kurzprosa seit dem 15. Lebensjahr in diversen Zeitschriften und Anthologien; Lyrikpreise 1995, 2003, 2005.

Christiane Steindl im Gespräch mit dem Zaunkönig

Beim Lesen Ihres sehr informativen und berührenden Beitrags über die verschiedenen Möglichkeiten der Förderung von behinderten Kindern drängt sich die Frage auf, ob manche der Konzepte weniger auf medizinischen und psychologischen Erfahrungen und Erkenntnissen aufbauen, sondern sehr stark von einer idealistischen (wenn man meint, dass die absolute Gleichheit aller Menschen ein wünschenswertes Ziel sei) Ideologie geprägt sind. Es haben aber auch nicht „behinderte“ Kinder völlig unterschiedliche Begabungen, Interessen, physische, geistige oder charakterliche Stärken und Schwächen, die – wie immer richtig betont wird – möglichst individuell gefördert bzw. kompensiert werden sollten. Es ist schwer vorstellbar, dass dieses Ziel in Einheitsschulen mit Klassen, in denen das gesamte Spektrum von Schwerstbehinderten und Extrembegabten vorhanden ist, technisch, fachlich, organisatorisch und finanziell erreichbar sein könnte. Sie haben in Ihrem Bericht selbst diesbezügliche Zweifel angemeldet – bevor wir darauf eingehen, möchten wir drei Stellungnahmen von offensichtlich direkt Betroffenen zitieren, die sich im Leserforum der *Kleinen Zeitung* vom 2. März 2017 auf einen Artikel vom 28. Februar *Außersicht: „Sonderschulen sind nicht mehr zeitgemäß“* zu Wort gemeldet haben¹:

Sonderschulen sind nicht mehr zeitgemäß, lautete ein (zeitgeistiger) Kommentar zum Thema. Also rauben wir den Betroffenen ihr Recht, behindert zu sein, stecken sie in gemeinsame Schulen und versuchen dort, sie umzuerziehen bzw. als Normales zu tarnen. Denn: In Wahrheit sind Behinderte heute nicht mehr zeitgemäß!

Gerry Ofner, Graz

Wenn ich die Aussagen zur derzeitigen Inklusionswerbung höre und lese, meine ich, dass die wenigsten, die sich dazu äußern, wissen, wie es ist, mit einem behinderten Menschen zu leben, geschweige denn, was sich der betroffene Behinderte selbst eventuell wünscht. Da ich jahrelang ein behindertes Kind mit schwerem Trauma in unserer Familie begleitete, möchte ich gerade jetzt auf diesem Weg der Sonderschule von ganzem Herzen danken, die so großartige Arbeit mit behinderten Kindern leistet.

Wir haben drei Jahre lang normale Inklusion an einer kleinen guten Land-Volksschule versucht, bis es wirklich nur mehr eine Überforderung für alle Betroffenen war, besonders für das Kind. Dieses war dann einfach nur glücklich, in die Sonderschule zu gehen, und hat sich dort jahrelang wohlfühlt und dementsprechend weiterentwickelt.

Inklusion in der Form, wie sie jetzt propagiert wird, an unseren jetzt bestehenden Pflichtschulen, sehe ich als Überforderung für alle. Nur wenn sich die Schulstruktur grundlegend ändern würde, wäre dies machbar, aber ich weiß nicht, wann wir so weit sind.

Angelika Rupp, Stübing

Vor mehr als 20 Jahren machte ich eine Zusatzausbildung zur Integrationslehrerin. „Eine Schule für alle Kinder“ war meine Antwort auf die Frage, was wir uns denn in unserem Beruf wünschen. Damals war ich noch junge Mutter eines schwerst behinderten, kleinen Sohnes, für den ich die Ausbildung machte, um jedem zu beweisen, dass alle




Kinder, ob behindert oder nicht, ein Recht auf Integration haben und dass es auch möglich sei, jedes Kind mit Behinderung zu integrieren. Alles ging gut, bis der Leistungsgedanke immer mehr zunahm und selbst die soziale Integration meines Sohnes in der Regelschule nicht mehr funktionieren konnte.

Mütter, deren Kinder mit ihm die Volksschule besuchten, forderten bei Eintritt in die Hauptschule keine Integrationsklasse für ihre Kinder. Sie hatten Angst, dass ihre Kinder vom Lernen abgehalten werden würden. Freundschaften konnten aufgrund der Lichtjahre auseinanderklaffenden Bedürfnisse nicht entstehen. Trotz liebevollster und kompetenter Betreuung von Lehrern und Assistenten war mein Sohn mehr geduldeter Dekoartikel in der Klasse, als ein Mitschüler.

Es war weder in meinem Sinne noch im Sinne meines Sohnes, so behandelt zu werden wie andere auch. Mein Sohn sollte so behandelt werden, wie es ihm guttat, also besuchte er eine Sonderschulklasse mit einer kleinen Gruppe von fünf Kindern, die von einer Lehrerin und zwei Assistenten betreut wurden. Er hatte seine heile kleine Welt gefunden. Das ist Inklusion: zu erkennen, dass jeder von uns seine eigenen Bedürfnisse hat und niemand von uns, ob behindert oder nicht behindert, gleich behandelt werden will.


Dipl. Päd. Helma Katzarofski, Preding

 Wir nehmen an, dass sich alle an Pädagogik Interessierten einig darin sind, dass schulische Erziehung zwei Hauptziele verfolgt: durch die Vermittlung von Wissen und von Fertigkeiten einerseits zur Persönlichkeitsentwicklung und Entscheidungsfähigkeit der jungen Menschen und andererseits zu einer den Begabungen entsprechenden Erwerbsfähigkeit beizutragen – beides Voraussetzungen für ein glückliches, selbstbestimmtes Leben. Diesem Ziel haben, wie Ihr Bericht zeigt, die Sonderschulen mit ihren Möglichkeiten der Spezialisierung auf die unterschiedlichsten Handicaps ebenso entsprochen, wie die Bereitstellung der unterschiedlichsten Schultypen für die nicht behinderten Kinder, die dort jeweils ihr technisches Interesse, ihre Sprachbegabung oder ihre künstlerischen Ambitionen speziell gefördert bekommen. Wieso soll die Zusammenfassung von Kindern mit höchst unterschiedlichen Voraussetzungen im Rahmen der Inklusion insgesamt bessere Ergebnisse hervorbringen?

Christiane Steindl: Sie haben recht, es gibt für jedes Modell viel Pro und Kontra, da haben auch die Experten oft entgegengesetzte Meinungen. Da es sich bei der Inklusion um eine gesamteuropäische Ideologie handelt, die sich ja erst in Bewegung gesetzt hat und einen gangbaren Weg suchen muss, traue ich mir nicht zu, ein radikales Urteil in welche Richtung auch immer abzugeben.


Ich habe einerseits aufzuzeigen versucht, dass die frühere

Ausgrenzung von der Regelschule bereits bei Teilleistungsstörungen, Legasthenie oder Verhaltensauffälligkeit eine zu rigoreuse war. Aber ich bin auch davon überzeugt, dass die Sonderschule mit ihren speziellen Förderplänen für manche Kinder ein notwendiger „Schonraum“ bleiben muss. Ich bin auch nicht so blauäugig zu glauben, dass man Kinder mit sonderpädagogischem Förderbedarf, normal begabte und hochbegabte Kinder in einen Topf werfen kann. Aber das schließt den Inklusionsgedanken ja nicht aus.

 Doch, denn nach den von Ihnen zitierten Grundsätzen wird angestrebt, **jedes** Kind in der „Schule seines sozialen Umfelds“ (also der nächstgelegenen) in Normklassen, in denen „alle Schüler mit ihrer Vielfalt an Kompetenzen und Niveaus aktiv am Unterricht teilnehmen“ unterzubringen. Wenn Sie dieses Ziel ohne Überforderung der (aus welchen Gründen immer) schwächeren Schüler erreichen wollen, muss es zur Unterforderung der besseren kommen.

Christiane Steindl: Auch hier divergieren die Meinungen der Experten beträchtlich. Die einen meinen, dass die inklusive Förderung nicht für alle hochbegabten Kinder geeignet zu sein scheint. Ein Rest von „Exklusion“ bliebe also bestehen. Spezielle Klassen seien für Hochbegabte oft besser, in den Regelklassen wäre das Klima, die Rivalität sowie mehr Leistungs- und Sozialdruck vorhanden. Die Meinung der anderen Experten ist: Eine Begabtenförderung, die nur auf die besondere Förderung Hochbegabter zielt, ist kaum vertretbar. Sie kann nur vor dem Hintergrund einer Förderung für alle gerechtfertigt werden. Hochbegabte könnten auch in Regelklassen mit durchschnittlich intelligenten Kindern sehr gut aufgehoben sein. Die Inklusion sei nur für einige dieser Kinder nicht das Richtige.


Ich selbst bin gegen Ausgrenzung, aber nicht gegen Abgrenzung. D.h.: **eine** Schule, in der es wohl Klassen mit verschiedenem Förderangebot gibt, die aber auch Möglichkeiten für gemeinsame Aktivitäten bietet.

 Dieses Modell wird doch offensichtlich schon mit der „Integration“ verwirklicht – da werden beispielsweise in Bilderlicher Erziehung oder im Musikunterricht Kinder mit ganz unterschiedlichen intellektuellen Fähigkeiten gemeinsam betreut und lernen, gut miteinander umzugehen. Aber worin soll der Sinn liegen, Kinder, die nicht lesen und schreiben können, in den normalen Deutschunterricht oder Kinder, die nicht rechnen können, in die Mathematik- oder Informatikstunden einzubeziehen?

Christiane Steindl: Es stimmt – Inklusion sollte nicht nur von oben herab verordnet werden, wie es früher leider bei der Exklusion der Fall war. Sie kann nur gelingen, wenn wir jedes einzelne Kind seinen individuellen Fähigkeiten entsprechend zu fördern versuchen. Dieses Prinzip sollte



für alle Kinder gelten, also für behinderte und für begabte. Denn ich kenne z. B. ein hochbegabtes Mädchen, das in der Regelschule von den anderen gemobbt wurde, weil sie gescheiter war als jene. Jetzt ist sie in einer Klasse mit lauter Hochbegabten und dort fühlt sie sich wohl.

 Zu glauben, in einer „Regelklasse“ alle Kinder ihren Potentialen entsprechend individuell fördern zu können, ist doch eine gefährliche Illusion! Und wir bereiten unseren Nachwuchs auch nicht adäquat auf das spätere Leben vor, wenn wir jeden Wettbewerb und damit das Streben, es den Besten gleichzutun, von ihm fernhalten. Dass andererseits Kinder gemobbt werden, weil sie anders sind, als es einige „Leithammeln“ für richtig halten, wie das Beispiel Ihres hochbegabten Mädchens ebenso zeigt, wie die über die Medien bekanntgemachten Mobbing-Szenarien der letzten Zeit, ist kein spezielles Problem der Schulorganisation, sondern mangelnder Erziehung und Herzensbildung schon durch Eltern und Kindergarten und – vor allem – des schlechten Vorbilds vieler Erwachsener!

Christiane Steindl: Nicht alle behinderten Kinder werden in einer „Regelklasse“ optimal gefördert werden können, sei es wegen ihrer zu starken Behinderung, zu auffälligem Verhalten, aufgrund fehlender Akzeptanz einiger Mitschüler oder mangelnden Verständnisses und Einfühlungsvermögens mancher Lehrer. Meiner Meinung nach muss die Sonderschule als Schonraum weiter bestehen. Allein aufgrund der Tatsache, dass unsere Jugend immer mehr verroht (Gabriele Wörgötter, News 2014) und es in den Regelklassen immer mehr zu Mobbing und Gewalt kommt, brauchen manche Behinderte den Schutz der Sonderschule.

Auch behinderte Kinder streben nach besten Leistungen, aber eben im Rahmen ihres vorhandenen Leistungspotentials. Bei unseren jährlichen Schwimmwettbewerben etwa konnten sie das eindrucksvoll unter Beweis stellen. Das Wichtigste ist, dass sie sich von Lehrern und Schülern angenommen fühlen, nicht als arme Patscherln angesehen werden, sondern dass ihre Stärken erkannt und gefördert werden.

Wenn es auch viele Hürden zu überwinden gibt, ist der Inklusionsgedanke trotzdem für mich ein richtiges Ziel, sofern die Verwirklichung nicht mit dogmatischer Starrheit, sondern mit großem individuellen Anpassungsspielraum geplant wird.

Das Gespräch mit Christiane Steindl führte Martin G. Petrowsky.



Christine Nyirády: *Herz-Falter*, Collagen-Malerei auf Bütten (aus dem Zyklus *Bildveränderung eigener Motive*)

1 Am 6.5.2017 haben sich auch die Lehrerinnen und Lehrer der neuen Mittelschule 11 in Linz in den *Oberösterreichischen Nachrichten* mit einer umfangreichen Stellungnahme zu Wort gemeldet, in der sie sich darüber beklagten, die Lehrer würden „von realitätsfremden Personen“ immer wieder „vor vollendete Tatsachen gestellt“: „Die Schließung von ‚Schulen mit individueller Förderung‘, besser bekannt als ‚allgemeine Sonderschule‘, sowie die ersatzlose Streichung der Ausbildung von Sonderschullehrern halten wir für eine weitere ernstzunehmende Bedrohung unseres Schulsystems und somit für unverantwortlich.“